

Jahrzehntelange Ankunft

Die Schauspielerin und Sängerin Lena Rothstein hat eine Autobiografie über die Rückkehr als jüdisches Kind nach Wien und ihren Werdegang geschrieben.

Irene Brickner

Wer eine Autobiografie schreibt, will Geschehenes vor dem Vergessen bewahren und rückblickend im eigenen Leben Ordnung schaffen. Die Sängerin und Schauspielerin Lena Rothstein hat noch ein weiteres Motiv: Die Tochter von Holocaustüberlebenden war als freie Theatermacherin ab den 1960er-Jahren Teil der Künstlerszene und wurde als Interpretin jiddischer Lieder bekannt.

Über diese Zeiten will sie Zeugnis ablegen – auch um sich selbst besser zu verstehen. Dass sich ihr Buch streckenweise wie ein Who's who österreichischer Kunst- und Intellektuellenprominenz liest, ist ein Zusatznutzen für die Leserschaft.

„Woher dieser Drang, alles zu durchleuchten, mir klar werden zu wollen, was mich da treibt, auf die Bühne zu gehen, wenn ich auch jedes Mal vor Angst vergehe!!!“, schreibt Rothstein im „Prolog“ ihres Buches *Angekommen – eine Heimkehr*, und am Ende der 220 Seiten wird klar: Rothsteins Rückkunft nach Österreich nach der Nazizeit dauerte Jahrzehnte. Vielleicht ist sie noch immer nicht vorbei.

Am Beginn steht ein Tag im Jahr 1946. Da reist die Dreieinhalbjährige mit den Eltern zurück nach Wien, zu den überlebenden Verwandten; der Vater, ein KPÖ-Mitglied, will mithelfen, ein neues, demokratisches Österreich aufzubauen. Die Begegnung mit ihrem Onkel Walter und seiner Frau Diti am Bahnhof ist „fulminant“. Vater



Eine in die Seele eingebrannte Vergangenheit: Lena Rothstein.

Foto: Bettina Frenzel

und Onkel nehmen sie an der Hand, zu dritt sprangen sie über „große Wasserkreise auf den Straßen voller Löcher“.

Bald jedoch sickert eine bittere Erkenntnis in den neuen Alltag ein: Den lebenden Verwandten stehen zu viele Tote gegenüber. Der zweite Bruder des Vaters, die Eltern der Mutter und viele andere wurden in Auschwitz und anderen Todeslagern der Nationalsozialisten ermordet. „Ich hatte (meine Großeltern) ja nicht gekannt, so war in meine Seele statt Trauer eher das Grauen eingebrannt“, schreibt Rothstein.

Zu alledem herrscht Schweigen. Die Verluste waren zu groß, um bewältigt zu werden, noch dazu in einem Land der Täter. Dass ihre Mutter 1950 Briefe ihrer Eltern zugestellt bekommt, die kurz vor ihrer Deportation ins Konzentrationslager geschrieben wurden und ein Familiengeheimnis aufdecken, vervielfacht den Druck.

„Überlebensschuld“ nennt das die 79-jährige Rothstein im per-

sönlichen Gespräch. Damit meint sie das bei Menschen, die einer Katastrophe entkommen konnten, verbreitete Gefühl, unverdienterweise weiterzuexistieren. Kinder von Holocaustüberlebenden übernahmen diese „Schuld“ von ihren Eltern, heute geschieht es in Familien, die durch anderweitige Verfolgung und Flucht traumatisiert wurden. So beeinträchtigen Krieg, Folter und Völkermord mehrere Generationen.

Um aus solchen Verhältnissen ein eigenes Leben aufzubauen, braucht es viel Kraft. Lena Rothsteins Ausweg war der künstlerische Auftritt. Schon in jungen Jahren hat sie in der kleinen Substandardwohnung, in der sie mit ihrer alleinerziehenden Mutter lebte, im Bett stehend Goethes *Faust* deklamiert.

Wilde Jahre im Hawelka

Zunächst aber stürzt sie sich in eine Ehe. Den Maler, Musiker und Puppenspieler Arminio Rothstein lernt sie mit 17 Jahren im Café Hawelka kennen, dem Treffpunkt der kleinen, aber namhaften Wiener Künstlerszene der 1960er-Jahre. Die Verbindung scheidet. Es folgen wechselnde Beziehungen und wilde Jahre, Reisen nach Moskau und Tunesien, Aufenthalte in Israel und in einer ländlichen Kommune in den USA.

Das Thema des Holocaust und seiner Folgen verlässt sie auch in dieser Zeit nicht. Da ist das Kindheitsschicksal Arminio Rothsteins. Mit seinem jüdischen Vater musste er sich in der Hitler-Zeit in Wien verstecken, als Erwachsener leidet er an schweren Depressionen – wohl auch als Reaktion darauf, phasenweise. Da ist ihre damalige Schauspielagentin, die ihr von einer Rolle in der ORF-Fernsehproduktion *Alpensaga* abrät: „Du passt da nicht hinein, deine Ausstrahlung ist zu exotisch“, sagte sie. „Meinte sie ‚zu jüdisch‘?“, schreibt Rothstein.

Dann kommt die Waldheim-Affäre über das Land. Bei einer Demonstration gegen die zweite Bundespräsidentchaftskandidatur des NS-Mitwissers singt Rothstein auf dem Wiener Stephansplatz ein jiddisches Lied, tags darauf hört sie sich selbst im Radio. Der Start einer neuen Karriere als Interpretin aschkenasischer und sephardischer Gesänge war getan.

„Das war mein Magic Moment“, sagt Rothstein heute. Die Beschäftigung mit jiddischer Musik habe ihr die Vergangenheit des Judentums in Österreich nähergebracht – ein Thema, dem sie sich auch im Rahmen ihrer jetzigen Chanson- und literarischen Collagen-Auftritte mit ihrem Ehemann Tony Scholl widmet. Aber auch dabei holt sie Persönliches von früher immer wieder ein. Bei einem Geburtstagsfest gibt sich ihr die Jubilarin als „Hanni“ zu erkennen: ein Kind aus den Zeiten der englischen Emigration wie sie.

Buchpräsentation am 8. Mai, 18.30 Uhr im Jüdischen Museum, Dorotheergasse 11, 1010 Wien, freier Eintritt. **Lena Rothstein**, „Angekommen – eine Heimkehr“. € 28,- / 252 S. New Academic Press, Wien 2023



Herkunft und so weiter

Wo bin ich nicht geblieben? Was hieße bleiben?
Warum bin ich, wo ich bin? Der deutsche Schriftsteller
Andreas Maier über prägende Landschaften,
Generationenbrüche, innere und äußere Heimat.

Ich bin nicht geblieben. Meine Heimat war eine mittelgroße Kreisstadt nördlich von Frankfurt. Die Region heißt Wetterau. Zumindest behaupte ich das immer als meine Herkunft. Aber vielleicht ist das in mehrerlei Hinsicht nicht ganz so eindeutig. Wo bin ich nicht geblieben? Was hieße bleiben?

Phil Lynott, Sänger und Bassist der Band Thin Lizzy, gab einmal Folgendes zu Protokoll: Die Antwort auf die Frage, wo er herstamme, hänge davon ab, wer die Frage stelle. Um das auf meine Wetterauer Verhältnisse zu übertragen, würden dementsprechend (Lynott stammte, grob gesagt, aus Dublin) meine Antworten folgendermaßen lauten: Im Ausland sage ich, ich stamme aus Deutschland. Einem Deutschen sage ich, ich bin Hesse. Einem Hessen gebe ich zur Antwort, ich komme aus der Wetterau. Einem Wetterauer: Ich bin Friedberger. Einem Friedberger würde ich erklären, ich stamme aus dem Barbaraviertel. Einem Barbaraviertler wiederum, ich bin im Mühlweg aufgewachsen. Und im Mühlweg würde ich die Antwort geben: Ich bin ein Maier.

Aufgewachsen bin ich am Stadtrand. Auf unserer Seite wird das Städtchen auf natürliche Weise durch einen Flusslauf begrenzt. Unter meinem Jugendzimmerfenster verlief die Usa, dahinter kamen nur noch Schrebergärten und ein Zuckerrübenacker.

Augenscheinlich bin ich also, geografisch gesehen, hauptsächlich dort nicht geblieben. Ich schätze das Haus bis heute, mehr noch, ich halte es nach wie vor für den mir eigentlich einzig angemessenen Lebensort auf der Welt, vermutlich durch Prägung und Gewöhnung, aber irgendwann wird man älter, zieht aus, und später fällt die ganze Sache sowieso den Erbschaftsstreitigkeiten zum Opfer. Die Sache selbst „bleibt“ also in gewisser Weise ebenfalls nicht, aber dazu später mehr. Meine Wege haben mich nach Frankfurt, Südtirol und Hamburg geführt, fast zehn Jahre auch in das Haus meiner verstorbenen Großmutter in Bad Nauheim, das ist nur drei Kilometer von Friedberg entfernt.

Mit meiner Antwort (s. o.), ich sei ein „hessischer“ „Deutscher“ aus „Friedberg in der Wetterau“ und stamme dort aus dem „Haus Maier“ im „Mühlweg“ im „Barbaraviertel“,

einem übrigens erst 1969/70 gebauten Haus (also nach meiner Geburt), einem Ort, an dem ich am liebsten immer geblieben wäre, bin ich aber ebenfalls nicht ganz zufrieden. In Wahrheit ist mein Aufwachsen an meinem Aufwachsens-Ort mit Familien verknüpft, die teils gar nicht ortsgebunden waren.

Die mütterliche Seite „stammt“ ein paar Generationen vor mir unter anderem aus dem Vogelsberg (auch dieses „stammen“ dürfte zu eindimensional gedacht sein, in Wahrheit wird es auch in diesem Zweig mehrerer Migrationsbewegungen gegeben haben) und kam nach Friedberg, als das neue Deutsche Reich sich nach 1870/71 an den riesigen französischen Reparationsgeldern satt aß und eine Welle der Verstädterung stattfand, wir nennen das bei uns Gründerjahre.

Bin ein Maier mit „ai“

Die väterliche Seite ist noch etwas disparater. Mein Großvater stammt aus einem Dorf auf der Schwäbischen Alb, seine Frau, wenn ich es recht verstanden habe, aus Frankfurt, irgendwer hatte da wohl auch niederländischen Einschlag. Da sind also in meiner Familie nicht gerade viele „geblieben“, quer durch einen Teil von Westeuropa, und meine Herkunft vom lieb gewonnenen USA-Ufer entpuppt sich als die eines typischen Siedlerkindes, also als reine Durchgangsstufe. Allein durch meine Eltern bin ich mindestens halber Wetterauer, ein Viertel Frankfurter und ein Viertel Schwabe. Deshalb übrigens bin ich ein Maier mit „ai“. Als Hesse wäre ich eher ein „ei“.

Wäre ich nun also „geblieben“, was wäre der Bleibens-Ort gewesen? Bad Nauheim, wo meine Großmutter herkam? Friedberg, die Stadt, in die sie eingeeiratet hat? Das damals moderne Einfamilienhaus im Mühlweg, das sowieso keinerlei Geschichte hat, die vor mich reicht? Meine Großmutter ist nach dem Krieg nur deshalb nach Friedberg gezogen, weil die US-amerikanische Armee das Haus beschlagnahmt hatte. Nach zwölf Jahren wurde es zurückgegeben (daher erlebte meine Mutter Elvis Presley noch als Straßennachbarn). Deshalb habe ich ebenfalls einen großen Bezug zu diesem Haus in Bad Nauheim. Lange nachdem ich aus meinem Elternhaus weggegangen bin, wohnte ich noch





Ein alter Automat, gefüllt mit Kaugummi und Kinderspielzeug, an einer Hauswand in der hessischen Region Wetterau, in der Andreas Maier Kindheit und Jugend verbrachte.

Foto: Imago/Imagobroker

einmal jene zehn Jahre im Haus meiner Großmutter, in dem ich als Zweijähriger auch schon mal gewohnt ... Usw. usw. Man kann ewig fortfahren. Wo bist du her, wo gehst du hin, wo bleibst du stehen, wo gehst du wieder weg? Es ist eine unabschließbare Abfolge.

Bei mir wäre jedes Bleiben am Ort, dem Heimatort, dem Herkunftshaus oder dem Großmutterhaus, die mehr oder minder zufällige, individuelle und vielleicht sogar ästhetizistische Entscheidung eines Menschen gewesen, der zu seinem Herkunftsort überdies deutlich weniger Bezug und Verbindung hat als andere dortige Familien, deren Mitglieder wenigstens in den letzten zwei Generationen aus dem Umfeld von Nachbargemeinden kommen, aber nicht aus Schwaben oder den Niederlanden.

Um es auf die oberste Spitze zu treiben: Diese meine Herkunftsverhältnisse, topologisch und genealogisch, treffen sowieso nur exakt auf drei Menschen zu, nämlich auf meine beiden älteren Geschwister und mich. Das wäre der letzte Unterschied, wenn man so etwas wie Herkunft festlegen will, bei der man bleibt oder nicht: Wir sind in unterschiedlichen Zimmern aufgewachsen! Die ich übrigens in meinem Elternhaus auch immer als völlig unterschiedliche Welten erfahren habe. Was ist es nun, wo ich nicht geblieben bin? Die Antwort wäre vielleicht zuletzt: ein Zimmer, das ich 15 Jahre bewohnt habe.

Wir kamen her und haben das Vorgefundene genutzt, Arbeit gesucht, eine Firma gegründet, Häuser gebaut, und in wenigen Generationen wird sich keine Spur mehr von uns finden. Ich kenne, wie gesagt, ortsverbundener Gegenbeispiele. Bei Friedberg gibt es ein 4000-Seelen-Dorf namens Ockstadt, und mittendrin, auch noch nahe bei der Dorfkirche, sozusagen

schon in ihrem Schatten, findet sich die Familie Scharf. Migration auch hier natürlich, die Großeltern von Eva Scharf kommt aus Ungarn.

Die beiden Kinder, Niklas und Jonas, sind seit Geburt Ockstädter. Erich pendelt nach Frankfurt. In Ockstadt machen sie zusätzlich ein bisschen Landwirtschaft, hauptsächlich Obstbau. Sie keltern Apfelwein selbst und haben vor etwa zwanzig Jahren eine Straußwirtschaft eröffnet, die in der wärmeren Jahreshälfte an den Wochenenden geöffnet hat.

Die beiden Kinder, inzwischen knapp um die dreißig, haben keinerlei Interesse, Ockstadt zu verlassen, und wohnen ebenfalls im Schatten der Kirchtürme. Es ist ein bisschen ein Leben wie früher. Früher etwa aß öfter mein geburtsbehinderter Onkel bei uns zu Mittag, wenn er zufällig da war. Oder ich aß bei der Oma in Bad Nauheim. Die Scharf'schen Kinder, obgleich erwachsen und der eine sogar Koch, essen bei der Mutter, warum auch nicht, sie wohnen sowieso nur dreißig Meter auseinander.

Keinerlei Heimatkult

Der andere Sohn hat seit einiger Zeit die Lohnkellerei des Vaters übernommen. Man könnte sich unter dem Leben der Söhne etwas ganz anderes vorstellen, gleichsam zeitgemäßer, beide könnten längst in Berlin oder München leben oder in Singapur. Beide könnten ständige Flugreisen in alle Welt machen, wie es heutzutage üblich ist. Mal zwei Tage nach Barcelona. Beide könnten ihre Herkunft, das dörfliche Ockstadt, ganz fürchterlich finden. Übrigens betreiben sie keinerlei Heimatkult. Sie laufen nicht mit T-Shirts herum, auf denen „Ockstadt“ oder „Wetterau“ steht.

In Frankfurt, Hamburg und, sagen wir, Hannover ist das anderes, dort sieht man öfter Leute mit T-

Shirts, auf denen „Frankfurt“, „Hamburg“ oder „Hannover“ steht. Wahrscheinlich produziert überhaupt niemand „Ockstadt“-T-Shirts.

Die Familie Scharf würde ich mit dem Wort „Bleiben“ verbinden. Es ist ein Bleiben, das auf unauffällige Weise sichtbar wird und tatsächlich die Region prägt, allein schon durch den Obstbau, den die Scharfs treiben, durch die Straußwirtschaft und die Lohnkellerei, was alles auf das Ockstädter Obst zurückgeht. Sie leben also, zumindest in gewissen Teilen, von der Region, indem sie sie kultivieren. Das machen viele Ockstädter. Die Ockstädter Kirschen sind berühmt, und der Kirschberg ist zur Blütezeit eine Besucherattraktion.

Hinter der Kirche hört man an Wochenenden bereits von weitem die Hofgespräche und das Gläserklirren in der Wirtschaft, sie ist ein kleines Zentrum des Dorfes. In gewisser Weise „sind“ also die Scharfs Ockstadt, und Ockstadt wäre ohne Familien wie die Scharf'sche nicht das, was es ist. Dazu kommt freilich, dass Ockstadt nicht unmittelbar an die S-Bahn nach Frankfurt angebunden ist und wohlhabend genug war, um nicht zu einer direkten Satellitenstadt von Frankfurt zu werden.

Andererseits ist Pendeln möglich, also musste niemand aus ökonomischen Gründen den Ort verlassen, was bei meinem Großvater von der Schwäbischen Alb und meinen Vogelsberger Vorfahren vermutlich anders war. Meine eigene Familie dagegen lebte in einem anonymen Neubauhaus am Stadtrand und prägte das Bild der Gemeinde in keiner Weise. Was man von uns mitbekam, war, wenn das Hoftor aufgeschoben wurde und man mit dem Dienstwagen nach Frankfurt fuhr: Im Grunde waren wir ein Fremdkörper auf Durchgangstation.

Was ist eigentlich Heimat?

Einer der beiden Scharf-Söhne fragte mich einmal vor zehn Jahren: Was ist eigentlich Heimat? Er wusste, dass ich manchmal über diesen Begriff schrieb. Wir standen gerade mitten auf einer Streuobstwiese, lasen Äpfel, befüllten den Hänger und hatten einen Blick über die Felder auf Friedberg hinab. Heimat, sagte ich, indem ich mit pathetischer Geste über die Landschaft bis hin nach Friedberg wies, Heimat ist das, was ständig verlorengeht. (Ich meinte das nicht im Bloch'schen Sinne, sondern ganz konkret.)

Ich: Wenn meine Mutter früher von unserem Haus in Bad Nauheim loslief, es herrschte gerade der Nationalsozialismus, dann befand sie sich ein Haus weiter bereits am Ortsrand. Dann lief sie fünf Minuten übers Feld und kam zu dem großen Gradierwerk, das vor der Stadt lag, die Usa floss dort einsam durch die Landschaft Richtung Friedberg. Bis Friedberg war sie eine knappe halbe Stunde unterwegs, nur wieder Feld und Wiesen. Anschließend kam sie östlich an der Stadt vorbei, direkt unter dem Burghügel, wo eine kleine Gastwirtschaft stand, Zum Kühlen Grund.

Dann ging es weiter, an einigen Schrebergärten vorbei, und wieder übers Feld, von wo man den Taunus und den Vogelsberg sehen konnte. Sicher wird sie dem ein oder anderen Spaziergänger begegnet sein. Auf der Straße zwischen Bad Nauheim und Friedberg so gut wie keine Autos, dafür Pferdefuhrwerke.

Wenn ich in den Siebzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts vom Haus meiner Großmutter auf demselben Weg loslief, dann überquerte ich zunächst eine breite Straße, den Eleonorenring und spazierte durch ein Neubaugebiet mit Schule und Feuerwehr, der einstmals solitäre Gradierbau lag nun schon innerhalb der Stadt, auf der Straße

sah man immer eine Handvoll Autos, und Richtung Friedberg wurde gerade das große Hallen- und Freibad gebaut. In Friedberg wurde man wiederum von einem Neubaugebiet empfangen, das unterhalb der Burg entstanden war. Dasselbe geschah in Ockstadt: Das Dorf wuchs am Promenadenweg Friedberg entgegen.

Schau zurück!

Wenn du heute denselben Weg gehst, ist vor den Gradierbau und das Schwimmbad eine riesige Klinik gelagert, dahinter musst du unter der neuen Ortsumgehung durch, die dir die Sicht nach Friedberg blockiert, rechts liegt nun ebenfalls ein Neubaugebiet, das größte seiner Art in Friedberg, du kommst über zahllose neue Straßen, verirrst dich sofort, wenn du das zum ersten Mal zu kapieren versuchst, wirst plötzlich auf ein Feldfragment ausgespuckt, von dem aus du sogar Ockstadt sehen kannst, mit den markanten zwei Kirchtürmen und dem Kirschberg daneben scheint es immer noch still und friedlich dazuliegen, aber schon bald gerätst du, wo vorher dein Weg war, auf Asphaltkreisel, die du nicht überqueren kannst, sondern du musst Umwege laufen, um auf eine der Brücken zu geraten, die über die Ortsumgehungsstraße führen. Da stehst du dann auf der Brücke, und unter dir fahren zahllose Autos mit hundert Stundenkilometern, umgeben von Erdwällen, linealgrade Schneisen in der Landschaft.

Schau nach Bad Nauheim zurück! Dort ziehen an der Eisenbahn bald die geplanten Lärmschutzwände aus der Stadt hinaus. Schau nach Schwalheim! Wird bald komplett hinter der Lärmschutzwand verschwunden sein. Friedberg wird in seinem Stadtkern, durch den die Eisenbahn führt, von der Mauer geteilt werden wie früher Berlin. Und kommst du nach Ockstadt, ist die Stadt dir auch schon wieder um hundert Meter entgegengerückt. Und das alles im Laufe eines Lebens. Meine Mutter ist 1935 geboren und hat völlig anderes erlebt. Bist du am selben Ort, wenn du 1935, 1970, 1995 oder 2020 geboren bist?

Der Scharf-Sohn sah mich kritisch und nachdenklich an.

Auch was die Zeit angeht und die Veränderungen, die sie zeitigt: Man kann ewig fortfahren. Wo warst du her, wo geht es hin, wo bleibt etwas stehen und wie lang, und wann geht es wieder weg?

Hm, machte der Scharf-Sohn.

Andreas Maier, geb. 1967, studierte Philosophie, Germanistik und Altphilologie. Er lebt als Schriftsteller in Frankfurt am Main. Der Text entstand im Auftrag des Kulturfonds Frankfurt Rhein-Main (kulturfonds-firm.de).

Andreas Maier, „Die Heimat“. € 22,70 / 245 Seiten. Suhrkamp, Berlin 2023



Mama denkt an alles. Nur zu selten an sich selbst.

Welt, bleib wach.

Die besten Geschenkideen zum Muttertag.

25,⁵⁰

Doris Klamann
Das phänomenale Erntebett

Neuer Traumgarten – Balkon oder Terrasse? Ganz egal wie viel Fläche zur Verfügung steht, jeder Ort kann in ein essbares Eldorado verwandelt werden.

eBook: € 19,99

26,⁵⁰

Daniel Glattauer
Die spürst du nicht

Was ist ein Menschenleben wert? Und jeder gleich viel? Daniel Glattauer packt große Fragen in seinen neuen Roman, den man nicht mehr aus der Hand legen kann und in dem er all sein Können ausspielt.

eBook: € 18,99
Digitales Hörbuch: € 18,95

24/7 online einkaufen. thalia.at | Thalia App

Bezahlte Anzeige